

*Dietrich Busse / Thomas Niehr /
Martin Wengeler (Hgg.)*

Brisante Semantik

Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse
einer kulturwissenschaftlichen Linguistik

Sonderdruck

aus RGL 259

ISBN 3-484-31259-9

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 2005



Inhaltsverzeichnis

Martin Wengeler

Fritz Hermanns: Zwischen programmatischen Visionen
und gesellschaftlich brisanter Empirie 1

I Kulturwissenschaftliche Linguistik: Theorie und Grammatik

Dietrich Busse

Sprachwissenschaft als Sozialwissenschaft? 21

Ludwig Jäger

Vom Eigensinn des Mediums Sprache 45

Angelika Linke

Kulturelles Gedächtnis. Linguistische Perspektiven auf
ein kulturwissenschaftliches Forschungsfeld 65

Ralph Christensen/Michael Sokolowski

„Die Worte hör ich wohl...“ – Die Linguistik des juristischen
Wortlautarguments 87

Thomas-Michael Seibert

Juristische Tautologien 103

Jörg Kilian

Assoziative Stereotype. Sprachtheoretische,
sprachkritische und sprachdidaktische Anmerkungen
zum lexikalisch verknüpften Mythos, Aberglauben,
Vorurteil 117

Joachim Scharloth

Die Semantik der Kulturen. Diskurssemantische Grundfiguren als
Kategorien einer linguistischen Kulturanalyse 133

II Brisante Semantik: Sprachgeschichte

Andreas Gardt

Begriffsgeschichte als Praxis kulturwissenschaftlicher Semantik:
die Deutschen in Texten aus Barock und Aufklärung 151

Thomas Niehr

Von „veraltetem“, „edlem“ und „ganz pöbelhaftem“
Sprachgebrauch. Johann Christoph Adelungs
Grammatisch-Kritisches Wörterbuch als Quelle für die
Erforschung des Denkens, Fühlens und Wollens einer
sozialen Schicht des ausgehenden 18. Jahrhunderts 169

Anja Lobenstein-Reichmann

Sprache und Rasse bei Houston Stewart Chamberlain 187

Martin Wengeler

Von den kaiserlichen „Hunnen“ bis zu Schröders
„uneingeschränkter Solidarität“. Argumentative und
lexikalische Kontinuitäten und Veränderungen in
deutschen „Kriegsbotschaften“ seit 1900 209

Heidrun Kämper

1945: Sprachgeschichte – Zeitgeschichte – Umbruchgeschichte
am Beispiel 233

Dietz Bering

Neue Formung eines alten Werkzeugs. *Intellektueller*
1945-1950 249

Martin Steinseifer

„Fotos wie Brandwunden“? – Überlegungen zur
deontischen Bedeutung von Pressefotografien am
Beispiel von Hanns Martin Schleyer als Opfer der
Roten Armee Fraktion 269

III Brisante Semantik: Gegenwartssprache

Ulrike Haß

Brisanter Text. Der Entwurf eines Vertrags über eine
Verfassung für Europa 293

Andreas Musolff

Brisante Metaphern. Zur argumentativen Funktion von
Krankheitsmetaphorik im öffentlichen Diskurs 309

Josef Klein

Reden für den Frieden. Die Singularität der Reden des
UNO-Generalsekretärs..... 323

Werner Holly

Zum Zusammenspiel von Sprache und Bildern im
audiovisuellen Verstehen..... 337

Matthias Jung

Schlüsselwortforschung im Internet – Möglichkeiten,
Beispiele, Grenzen..... 355

Dietrich Busse

Sprachwissenschaft als Sozialwissenschaft?

1 Sprache als soziale Tatsache: Die Grenzen des strukturalistischen Sprachmodells

„La langue est un fait social“ („Die Sprache ist eine soziale Tatsache.“), so charakterisierte Ferdinand de Saussure (1967: 18), der doch weithin als der Begründer der modernen Sprachwissenschaft (und damit der Linguistik als einer eigenständigen akademischen Disziplin) gilt, den Untersuchungsgegenstand seiner Wissenschaft. Man könnte annehmen, dass Saussure mit dieser Äußerung die neue Disziplin eindeutig in die Reihe der gleichzeitig entstehenden neuen Sozialwissenschaften einreihen wollte. (Die Bezugnahme auf die damals brandneue Soziologie eines E. Durkheim ist in Saussures „Cours“ unübersehbar.) Und doch ist derselbe Saussure ungleich bekannter geworden durch ein Forschungsprogramm und eine Gegenstandsbestimmung der Sprachwissenschaft, welche in einer anderen Äußerung dieses Forschers auf den Kern gebracht sind, die das Gegenteil des ersten Zitates auszudrücken scheint. (Jedenfalls ist sein Werk wenn nicht von ihm selbst, so doch von denen, die auf seinem Werk aufbauend der neuen Linguistik ihre entscheidende, strukturalistische Prägung gaben, so, nämlich als Gegenteil einer Sozialwissenschaft, ausgelegt und weitergeführt worden.) Es handelt sich um den ungleich bekannteren Satz: „La langue est un système, qui ne connait que son ordre propre.“ („Die Sprache ist ein System, das nichts als seine eigene Ordnung kennt.“: Saussure 1967: 27)

Man muss beide Äußerungen rückblickend nach einer bald hundertjährigen Geschichte moderner sprachwissenschaftlicher Bemühungen nicht notwendig als einander widersprechend lesen. Und vielleicht löst der hier von mir vermutete Gegensatz bei denjenigen Lesern, die nicht mit der Selbstdeutung (bis hin zur Selbstbeschränkung) dieser Disziplin vertraut sind, Verwunderung aus. Der Gegensatz nämlich zwischen der modernen Sprachwissenschaft in ihrem eigenen Selbstverständnis, wie sie sich nach Saussure für über sechzig Jahre überwiegend konzipiert hat, einerseits, und einem Verständnis dieser Disziplin als Teil der Sozialwissenschaften andererseits. Jedoch ist es eine Tatsache, dass die moderne, d.h. die bis weit in die siebziger Jahre hinein fast ausschließlich strukturalistisch geprägte Sprachwissenschaft ihren Gegenstand derartig auf die Sprache (*la langue*) als eigengesetzliches System aus

Elementen und Strukturen beschränkt hat (ein System, das, mit Saussure gesprochen, „nur seine eigene Ordnung kennt“), dass der Charakter der Sprache als soziale Tatsache, den Saussure selbst noch hervorgehoben hatte, für lange Zeit weitgehend in Vergessenheit geriet. Sprachwissenschaft wurde weithin nicht, wie es einem unbefangenen externen Beobachter (und aus heutiger Perspektive sogar zunehmend mehr Linguisten selbst) vielleicht naheliegender erscheinen könnte, als eine spezifische Form von sozialer, d.h. sich mit gesellschaftlich determinierten Erscheinungen abgebender, Wissenschaft aufgefasst; hingegen lehnte sich die neue Disziplin zunächst an ein Wissenschaftsideal an, das überwiegend von dem Bild der modernen Naturwissenschaften – vornehmlich der Physik – geprägt war. Zwar ist die Übernahme eines forschungsmethodischen Selbstverständnisses, welches sich an die mathematischen Methoden der Physik oder etwa der Ökonomie anlehnt, kein Spezifikum der Linguistik allein; auch andere moderne Sozialwissenschaften haben sich lange Zeit stark diesem leuchtenden Vorbild quantitativ-statistischer Methoden angeschlossen. Der Positivismus der wissenschaftlichen Moderne mit seinen Versprechungen der Objektivität, Neutralität und Verbindlichkeit ging also auch an der Sprachwissenschaft nicht vorbei.

Während jedoch in anderen Sozialwissenschaften – etwa in der Soziologie und der Politikwissenschaft oder (soweit man sie dazurechnen will) der Ökonomie – das Rechnen mit Zahlen und zählbaren Parametern noch einen gewissen Sinn macht, verfehlt ein quantitativer und/oder algorithmisierender Ansatz nach heute weithin geteilter Auffassung bei der Untersuchung der Sprache den Gegenstand. Sprache ist nichts Zählbares, ihr Funktionieren und ihre Wirkungen sind nicht ausrechenbar. Wenn die Sprachwissenschaft sich aber – wie ich behaupte – lange Zeit dem mehr oder weniger mathematisch-naturwissenschaftlich geprägten Selbstverständnis der Leitwissenschaften der Moderne angeschlossen hat, so kann sich das nicht auf die quantitativen Methoden beziehen, sondern nur die Art der Modelle betreffen, mit denen Sprache in der Linguistik konzipiert wurde. Für die strukturalistische Linguistik war die Sprache (*la langue*) mit einem Begriff Saussures zuerst und vor allem ein eigenständiges „System“ (von sprachlichen Einheiten – also Phonemen, Morphemen, Lexemen, Strukturen – etwa phonematischen, morphematischen, lexikalischen, und Regeln – etwa syntaktischen). Hatte sich die Sprachwissenschaft zuvor (also im 19. Jahrhundert) zur Charakterisierung der Sprache eines Begriffs aus der den (vermeintlichen oder wirklichen) Fortschritt tragenden Leitwissenschaft des 18. Jahrhunderts bedient, nämlich des aus der Biologie stammenden Terminus „Organismus“, so kann man den von Saussure und seinen Nachfolgern geprägten Terminus „Sprachsystem“ (als Kernbegriff der modernen Sprachwissenschaft) wenn man so will als eine bloße Übersetzung in die Sprache einer der zu seiner Zeit modernsten Wissenschaften (in diesem Fall wohl der Ökonomie) betrachten. (Eine für viele bittere Ironie der Wissenschaftsgeschichte ist es, dass neueste Ansätze der Linguistik in Gefol-

ge der generativen Mode chomskyanesker Prägung sich wieder der Biologie als Leitwissenschaft zuwenden – zuzusagen zurück ins 18. Jahrhundert.)

Metaphernanalytiker wissen, dass jede Metapher – also auch wissenschaftliche Metaphern wie „Organismus“ und „System“ (denn um Metaphern handelt es sich auch, wenn wissenschaftliche Begriffe aus ihrem Entstehungszusammenhang heraus- und in einen völlig anderen Kontext hineingenommen werden) – einen spezifischen Herkunftsbereich hat, der ihre semantischen Möglichkeiten bestimmt, also dasjenige, was oft als die „Logik der Metapher“ bezeichnet wird. Das heißt für unseren Zusammenhang, dass natürlich eine Konzipierung der Sprache als „System“ andere Konnotationen und damit einen wenigstens teilweise abweichenden Erklärungszusammenhang bedingt, als ihre Auffassung als „Organismus“. Ein Organismus ist etwas, das „lebt“, das „wachsen“, „blühen“, „absterben“ kann, das möglicherweise „Zweige“, „Äste“, „Wurzeln“ hat. Hingegen überwiegen beim Begriff „System“ Konnotationen wie „strukturiert“, „geregelt“, „logisch aufgebaut“ usw. Jedoch sind, wie ich glaube, viele – wenn nicht die entscheidenden – Aspekte bei beiden Metaphern gleich: Es handelt sich um die Anklänge der Eigenständigkeit, der Selbstregulation, der scheinbaren Unabhängigkeit vom menschlichen Einfluss, d.h. von der Einwirkung der Sprachbenutzer, welche beiden Metaphern gemeinsam sind.

Nun muss eine modellhafte Konzipierung der Sprache als eines Systems aus Elementen und Relationen nicht von vorneherein einem Verständnis der Sprache als eines im Kern sozialen Phänomens widersprechen. Dies scheint sich auch in dem Nebeneinander der beiden eingangs zitierten Äußerungen Saussures anzudeuten. Jedoch haben die Kompilatoren von Saussures „Cours de linguistique générale“ und die Vertreter der ihm nachfolgenden strukturalistischen Linguistik den Kern der Sprachwissenschaft radikal auf die Untersuchung des als eigenständig aufgefassten „Systems“, d.h. der *langue*, eingegrenzt, während sie alle Aspekte, die die Sprache als soziale Tatsache, also in ihrem Verhältnis zu den Sprachbenutzern, betreffen, an den Rand der neuen Disziplin gestellt haben. In der Nachfolge des „Cours“ fielen diese Aspekte weitgehend aus dem Forschungsbetrieb der Linguistik heraus, mit der impliziten Begründung, dass man ja schon mit der vollständigen Erforschung des Kerns (etwa der Phonologie, Morphologie und Syntax) genug zu tun habe. Noch nicht einmal die Erfindung der Pragmatik sowie ihres Namens, also eines Forschungsbereichs, dessen Gegenstand als Teildisziplin der Sprachforschung gerade die Untersuchung der sprachlichen Zeichen in ihrer Beziehung zu den Sprachbenutzern, also der sozialen Gebrauchssituation der Sprache sein sollte, kann sich die Linguistik selbst auf die Fahnen heften. Es waren ein Allgemein-Semiotiker sowie ein an Kalkülsprachen interessierter Sprachphilosoph (Morris und Carnap), die den Begriff prägten (letzterer freilich nur zum Zwecke der Ausgrenzung aller sozialen und situativen Aspekte aus der Sprachtheorie). Die Entstehung dieser Forschungsrichtung ist erst ein sehr

spätes Ergebnis von Einflüssen philosophischer und soziologischer Provenienz.

Wenn ich also davon ausgehe, dass zwischen den beiden Zitaten Saussures (und damit zwischen der Auffassung der Sprachwissenschaft als einer Sozialwissenschaft und der Untersuchung der Sprache als eines Systems aus Formen und Strukturen) kein Widerspruch bestehen muss, dann entspricht diese Auffassung offenbar nicht unbedingt dem Selbstverständnis, welches im Fach Linguistik viele Jahrzehnte lang gepflegt worden ist. Denn wie anders soll man die nahezu vollständige Abstinenz deuten, welche die Vertreter dieser Disziplin gegenüber den sozialen Aspekten ihres Forschungsgegenstandes so lange gezeigt haben? Die Auffassung, dass es möglich sei, eine Systemlinguistik so zu betreiben, dass keinerlei Bezug auf Situationen und Kontexte des Sprachgebrauchs genommen wird, und damit ohne jegliche Berücksichtigung des sozialen Verwendungszusammenhangs von Sprache, kann nur – so möchte ich behaupten – auf einer theorie- und interessengetriebenen Selbsttäuschung beruhen. Nun mag es ja Sinn machen, etwa die differentiellen Beziehungen zwischen den einzelnen Phonemen einer Sprache als ein System von Artikulationsmöglichkeiten zu beschreiben, dem man eine gewisse innere Geschlossenheit und Eigendynamik zuspricht; schon die manchmal behauptete Eigenständigkeit dieses Systems aber, mit der man den Charakter der Linguistik als einer Quasi-Naturwissenschaft unterstreichen wollte (denn nur Naturwissenschaften kennen wissenschaftliche Gesetze und stabile Strukturen im strengen Sinn), erweist sich als brüchig, wenn man die Ursachen für Veränderungsmöglichkeiten des phonologischen Systems betrachtet. Gründe, bestimmte gewohnte Sprachlaute abweichend vom bisherigen Usus zu artikulieren, können (müssen aber nicht) auch soziale Gründe sein: Etwa die Bevorzugung eines Dialektes gegenüber der normierten Hochsprache (wie es gegenwärtig zunehmend im Schweizerdeutsch geschieht), die durch unterschiedliche soziale Bewertungen von Sprachvarianten veranlasst sein kann.

Wenn die Sprache in der strukturalistischen Linguistik vor allem als System konzipiert wurde, dann war dabei sicherlich das phonologische Modell des Systems der bedeutungsdifferenzierenden Merkmale das stets bemühte Vorbild. Schon innerhalb dieses linguistischen Paradigmas aber ist es fraglich, ob die System-Idee wirklich auf die höheren Ebenen der Sprachorganisation übertragen werden kann. Auf morphologischer Ebene mag man so etwas vielleicht noch entdecken, obwohl es schon hier in vielen Bereichen – etwa der Flexionsmorphologie – an strikter Systematizität mangelt. Schon auf der Ebene der Lexeme, d.h. der Wörter, entspricht der System-Aspekt aber nicht mehr der sprachlichen Realität. So hat es die Linguistik bis heute nicht fertig gebracht, eine feststehende und übereinstimmend geteilte Definition und Abgrenzung der Wortarten hervorzubringen, was eine notwendige Voraussetzung wäre, um auf dieser Ebene von einem System im strengen Sinne sprechen zu können. Man könnte entgegen, dass die syntaktischen Funktionen, die einzelne Wörter im Sprachgebrauch ausüben, zu verschieden seien, um

hier zu einer eindeutigen Abgrenzung zu kommen. Das Problem wäre dann in die Syntax verwiesen, der es dann zukäme, das komplexe Gefüge von Regeln zu definieren und zu beschreiben, welche die Strukturierung und den Aufbau von sprachlichen Äußerungen bestimmen. Jedoch zeigt die Geschichte der (einander ablösenden bzw. schon in den Grundbegriffen häufig widersprechenden) Syntaxtheorien, dass der Anspruch eines in sich geschlossenen, homogenen und gebrauchsunabhängigen Systems auch auf dieser Ebene nicht eingelöst werden kann. Welche Funktion etwa bestimmten Arten sprachlicher Zeichen in verschiedenen aufgebauten Äußerungen zukommen kann, ist, wie neuere Forschungen zeigen, zuerst und vor allem eine Sache der mit den Äußerungen und ihren Teilen verfolgten kommunikativen Zwecke. Mit dem Bezug auf Zwecke hat man aber ein außerhalb des Sprachsystems (der *langue*) im traditionellen Verständnis liegendes Faktum in die Sprachanalyse einbezogen: man bezieht sich damit letztlich auf den sozial bestimmten Gebrauchszusammenhang sprachlicher Äußerungen. (Man spricht in der Syntaxtheorie daher zunehmend von einer „funktionalen Grammatik“, die zu entwickeln sei; man könnte es auch „pragmatische Grammatik“ nennen, wenn dieser Begriff nicht so scheel angesehen wäre.)

Schließlich ist es vor allem der Bereich der Semantik, der die Realisierung der zunächst so faszinierenden System-Idee von Sprache verhindert. Zwar zählt gerade die Semantik (viel mehr noch als die Syntax) zu den wenigen Bereichen außerhalb der Phonologie, wo wirklich versucht wurde, das differenzialistische Grundkonzept der strukturalistischen Linguistik durchzuführen und damit den Nachweis zu erbringen, dass das System-Modell in seiner strengen Form tatsächlich anwendbar ist (man vergleiche etwa die Bemühungen von Greimas, Pottier, Hjelmslev und anderen); jedoch markiert gerade der Bedeutungsaspekt der Sprache jenen Punkt, an dem die Grenzen (wenn nicht die Undurchführbarkeit) des Modells der Sprache als eines relativ eigenständigen, geschlossenen und in sich homogenen Systems „eigener Ordnung“ deutlich werden. Die Idee etwa eines abgeschlossenen Inventars wesentlicher semantischer Merkmale, zwischen denen als den Elementen eines semantischen Systems dann so etwas wie eine geordnete Menge von Relationen aufzeigbar sei, konnte der sprachlichen Realität aus prinzipiellen Gründen nicht gerecht werden. Nicht nur, dass der Versuch einer festen Ordnung semantischer Beziehungen im Wortschatz oder in Texten derselben Vergeblichkeit unterliegt, wie jene Bemühungen um eine systematische Ordnung der Dinge der Welt, wie sie die frühen Wissenschaften etwa des 18. Jahrhunderts unternommen haben (erinnert sei nur an das Linnésche System in der Biologie oder an die Versuche der Definition eines geschlossenen hierarchischen Begriffssystems); die semantischen Werte einzelner sprachlicher Zeichen sind darüber hinaus in einer solch starken Weise von kontextuell und situativ vorausgesetzten Wissens-elementen abhängig, dass eine Festlegung und Systematisierung, welche die Bedeutungen und semantischen Beziehungen als ein System eigener Ordnung zu begreifen versucht, geradezu notwendig scheitern

muss. Gerade die Semantik macht deutlich, dass eine Analyse der Sprache und ihres Funktionierens ohne ständige Bezugnahmen auf die Situationen und Kontexte des Sprachgebrauchs, die ja letztlich stets sozial bestimmt sind, dem Forschungsgegenstand nicht gerecht werden kann. Zudem hat jede semantische Theorie und Analyse die Interpretenbezogenheit sprachlicher Bedeutungen zu berücksichtigen, die notwendig den Bezug der Zeichen zu den Zeichenbenutzern mitsamt ihren Absichten, Vorverständnissen, Wissensprägungen voraussetzt, und damit ein durch den gesellschaftlichen Verkehr geprägtes Moment der Sprache.

Nun will ich bei meiner kleinen Untersuchung zu der Frage, ob die Systemlinguistik dem sozialen Charakter der Sprache gerecht geworden ist oder überhaupt gerecht werden wollte, nicht ungerecht sein. Sicher ist im Saussureschen „Cours“ der Untersuchung der Sprache als „System“ grundsätzlich der Aspekt des Sprachgebrauchs in Form der „parole“ an die Seite gestellt worden. Die „langue“, also das Sprachsystem (so war die Idee) sollte die Virtualität der Sprache verkörpern, während die Aktualität des tatsächlichen Sprachgebrauchs im Sprechen und Schreiben im Begriff der „parole“ berücksichtigt sein sollte. Für Saussure selbst ist (sicherlich stärker als bei seinen Nachlassverwaltern und Nachfolgern) sogar das Sprachsystem, also die langue selbst im Kern sozial, weil sie den gesamten Sprachbesitz der sozialen Gemeinschaft verkörpert, während die parole individuell sei, da sie nur einen durch die Psyche des sprechenden Individuums geleiteten Ausschnitt der Möglichkeiten des gesamtgesellschaftlichen Sprachsystems verwirklichen könne. Trotz dieser Bezugnahme auf den grundsätzlich sozialen Charakter sogar des Sprachsystems selbst bei Saussure liegt die Ironie der Entwicklung der strukturalistischen Linguistik darin, dass sie dieses Erbe des großen Vorbildes bis zum nahezu vollständigen Ausblenden des sozialen Charakters der Sprache vernachlässigte. Zu kritisieren wäre also – um im Bild zu bleiben – nicht so sehr die Virtualität des strukturalistischen Sprachmodells (zumindest in der Fassung des originalen Saussure, die erst in den letzten Jahren mühsam aus den Originalquellen rekonstruiert wird), als vielmehr seine Aktualisierung in siebzjähriger strukturalistischer Sprachforschung. Für uns entscheidend ist also nicht so sehr die Frage, ob Saussure die von ihm entworfene Sprachwissenschaft, als Teil der „sémeologie“ in die (damals ja noch nicht so ausdifferenzierten) Sozialwissenschaften einordnen wollte; eher scheint ihm oder jedenfalls seinen Kompilatoren eine Nähe zur Psychologie anstrebenswert gewesen zu sein. Entscheidend vielmehr ist, dass der soziale Charakter der Sprache in der nachfolgenden Linguistik nahezu in Vergessenheit geriet und dass diese Vernachlässigung wohl eine der wesentlichen Ursachen für die Aporien einer von den Sprachgebrauchssituationen und ihren sozialen Parametern abstrahierenden reinen Systemlinguistik gewesen ist.

Ich habe bisher zur Charakterisierung des traditionellen Selbstverständnisses der Linguistik allein den Begriff des „Sprachsystems“ angesprochen. Es ist jedoch nicht allein (vielleicht noch nicht einmal vorrangig) das System-

Modell, welches den Gegensatz des traditionellen Paradigmas der Sprachwissenschaft zu einer Auffassung dieser Disziplin als Sozialwissenschaft begründet. Es ist vielmehr auch und vor allem das methodische Ideal der Kalkulierbarkeit linguistischer Regeln auf allen Ebenen des Sprachsystems, welches als Vorbild eher die Logik oder Mathematik (bzw. die moderne mathematisierte Physik) nahm, als die Sozialwissenschaften oder gar die klassischen Philologien. Gerade die Geschichte der Syntaxtheorien ist bis heute mit der Entwicklung der logischen Sprachphilosophie eng verzahnt. So ist es vielleicht kein Zufall, dass es erst einer Überwindung der Dominanz der Kalkülsprachentheorie in der Philosophie selbst bedurfte, bevor auch in der Linguistik eine stärkere Berücksichtigung des sozialen Gebrauchszusammenhanges von Sprache Einzug halten konnte. (Es handelt sich dabei um die Ablösung der Idealsprachenphilosophie durch die Philosophie der natürlichen Sprache, die einer der Anreger und Vorläufer der linguistischen Pragmatik geworden ist.) Vielleicht ist es kein Zufall, dass sich im Paradigma der modernen Sprachwissenschaft zwei Strömungen vereinigten, die jeweils Sprache auf eine Art binnengesteuerten Algorithmus reduzieren wollten: das System-Modell des Strukturalismus und das an logisch-mathematischen Abläufen mehr als an natürlichem Sprachgebrauch orientierte Modell der Kalkülsprachenphilosophie. Der Logizismus der einen Seite verband sich mit dem Binarismus der anderen zu einer Mischung, die den Blick auf das soziale Fundament der Sprache verspernte. Neben diesen Aspekten gibt es wohl auch methodologische Gründe, die dessen Vernachlässigung begünstigten. So ist zumindest der radikale positivistische Empirismus der amerikanischen Strukturalisten mit verantwortlich für die Geringschätzung der sozialen Aspekte in der linguistischen Forschung; man pflegte zu lange die Vorstellung, als könne die Struktur und der Aufbau einer Sprache allein durch Anwendung binärer Teilungsoperationen auf Zeichenketten, d.h. rein objektiv und ohne Bezug auf die Bedeutung dieser Zeichenketten und damit das Verständnis, das einzelne Sprachbenutzer von ihnen haben, herausgefunden werden. Die letzte Konsequenz dieses methodischen und theoretischen Selbstverständnisses ist die Behauptung Chomskys, dass die Sprache in ihrem Kern eine universelle, also übereinzelsprachliche angeborene Struktur sei, die dem Menschen im physiologischen Apparat mitgegeben sei, mithin – wie er es neuerdings nennt – ein „Epiphänomen“ und folglich die Linguistik ein Anhängsel der Biologie.

Man kann all die bisher erörterten (und für einen Außenstehenden in ihrer Radikalität wohl auch äußerst erstaunlichen) Tendenzen zu einer gebrauchsfernen und damit a-sozialen, das soziale Fundament der Sprache vernachlässigenden, Sprachtheorie und Sprachwissenschaft in einem einzigen Beweggrund zusammenfassen: Ich glaube, dass es vor allem das tief verinnerlichte Streben nach einer objektivierten Form der Sprachforschung war, welches den Wunsch nach einer Sprachwissenschaft entstehen ließ, die durch die chaotische Vielfalt des tatsächlichen Sprachgebrauchs nicht irritiert werden sollte. Es sollten eindeutige Strukturen, Regeln, Muster und Funktionen sein,

welche den Apparat der Sprache (und zwar einer in sich homogenen Sprache, der *langue* bzw. des Systems) ausmachten. Nicht mehr eine semantisch begründete Vielfalt, eine störende und schwer systematisierbare Abhängigkeit von den Außenparametern sozialer Zwecke, Funktionen und Situationen sollte die verlässliche empirische Feststellung des Forschungsgegenstandes behindern, sondern Eindeutigkeit der Strukturen und Regeln sowie Geschlossenheit und damit Beständigkeit und Homogenität des herausgefundenen Systems sollten ein ein für allemal feststehendes Forschungsergebnis und einen Erkenntnisfortschritt erbringen, an dem dann ebenso wenig mehr gerüttelt werden könnte, wie etwa an der Gültigkeit der mechanischen Gesetze in der Physik. Es war also, wissenschaftsgeschichtlich gedeutet, vor allem das Bemühen um eine Aufnahme in den gesellschaftlich führenden Kreis der objektivistischen Wissenschaften, welches die harsche Abgrenzung der modernen Linguistik von ihren Vorgängern, nämlich den mittlerweile des Subjektivismus und der Uneindeutigkeit verdächtigten Philologien, verursachte. Damit liegen die Ursachen für die Ferne der modernen Linguistik von einem sozialwissenschaftlichen Verständnis ihres Gegenstandes und der eigenen Forschungsdisziplin, wie ich vermute, weniger in einem Willen zur Ignorierung des grundsätzlich sozialen Charakters der Sprache; die deutlichen Hinweise auf diesen auch in der kompilierten Fassung des Saussureschen „Cours“ waren auch für den diesbezüglich unwilligsten Anhänger des strukturalistischen Paradigmas schließlich nicht zu übersehen – soweit er in diesen heiligen Text überhaupt einmal hineingeschaut hat. Nur ließ sich der soziale Charakter der Sprache schwer in ein Sprachmodell einfügen, das diese vor allem als einen nach eindeutigen Regeln strukturierten Algorithmus auffassen wollte.

2 Soziale Modelle von Sprache: Humboldt, Bühler, Wittgenstein

Die Vereinseitigung des linguistischen Erklärungsmodells von Sprache hin zu einem quasi als eigenständig, homogen und in sich geschlossen gedachten Regelsystem eigener Ordnung war, schaut man sich die Entwicklung sprachtheoretischen Denkens bis zum Entstehen der modernen Sprachwissenschaft als einer eigenständigen Disziplin an, keinesfalls notwendig. Als Belege für diese Annahme möchte ich kurz drei Autoren behandeln, die auch heute noch beispielgebend für eine Auffassung von Sprache stehen können, die deren grundsätzlich sozialen Charakter nicht ignoriert, sondern an zentraler Stelle in das jeweilige Sprachdenken einführt. Es handelt sich um die Sprachtheoretiker Wilhelm von Humboldt, Karl Bühler und Ludwig Wittgenstein.

Manche Betrachtungen Humboldts kann man als Vorläufer solcher Gedanken sehen, wie sie dann auch Saussure in seinem Sprachmodell entwickelt

hat; nur mit dem kleinen, aber entscheidenden Unterschied, dass Humboldt das sprachtheoretische Schwergewicht genau auf die Aspekte legt, die in der von Saussure angeregten strukturalistischen Linguistik gerade vernachlässigt wurden. In einer viel zitierten zentralen Stelle wird dies besonders deutlich: „Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, ist etwas ständig und in jedem Augenblicke vorübergehendes. [...] Sie selbst ist kein Werk (*ergon*), sondern eine Tätigkeit (*energeia*).“ (Humboldt 1835: 418) Man kann in dieser Äußerung eine Parallele zu Saussures Unterscheidung von Sprachsystem (*langue*) und Sprachgebrauch sehen; nur dass Humboldt beide Aspekte genau umgekehrt gewichtet wie Saussure: nicht das Sprachsystem im Sinne eines festgefügteten Gegenstandes, eines „*Ergon*“ ist für ihn der Kern der Sprache, sondern die sich unablässig wiederholende Hervorbringung sprachlicher Äußerungen, d.h. der Tätigkeits-Aspekt, der in der menschlichen Rede (bei Saussure: *parole*) liegt. Humboldt fährt im Zitat fort: „Unmittelbar und streng genommen ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen.“ Von Saussure zu Humboldt (wenn diese kleine Umkehrung des Zeitablaufs gestattet ist) findet also eine Akzentverschiebung statt: Beide erkennen sie, dass im Denken über Sprache zwei verschiedene Gegebenheitsweisen des Gegenstandes unterschieden werden können: Das aktuelle Sprechen, der Sprachgebrauch, die *parole*, oder, wie Humboldt sagen würde, „die menschliche Rede“ auf der einen Seite, und zwar als die Phänomen-Ebene, so, wie Sprache den Sprachbenutzern erscheint; auf der anderen Seite das Geflecht sprachlicher Formen, Strukturen und Regeln, welches die Sprachwissenschaft aufhellen möchte, und das als „Sprachsystem“ nur allzu gern zum „*Ergon*“, also einem quasi dinghaften Gegenstand eigener Ordnung hypostasiert wird.

Eine Sprachwissenschaft, die, wie die von Humboldt vorgeschlagene, nicht das Sprachsystem in den Mittelpunkt des Modells stellt, sondern die tatsächliche Erscheinungsform der Sprache im Sprachgebrauch, erkennt damit, wie ich behaupten möchte, die soziale Gegebenheitsweise der Sprache in weitaus stärkerem Maße an. Dies wird z.B. dort deutlich, wo Humboldt, trotz seines gleichwohl vorhandenen Interesses an der Erforschung der Regeln der Grammatik (also der *langue*), diese Regeln stets in Relation zu den Sprechern und Hörern, und damit den sozialen Absichten und Zwecken sprachlicher Äußerungen stellt. Er bezeichnet einmal als eines von mehreren Zielen der wissenschaftlichen Sprachbetrachtung das „Erkennen der Erreichung aller menschlichen Zwecke durch Sprache“. (Humboldt 1820: 12) Dieses aus nachstrukturalistischer Sicht so modern klingende In-Beziehung-Setzen von Sprache zu den Zwecken, denen sie dient, kann nur von einem Standpunkt aus gedacht werden, der Sprache zuallererst als soziales Verhältnis, als soziale Tatsache denkt (Zwecke sind immer Zwecke von Handlungen; sprachliche Handlungen sind aber stets soziale Interaktionen). Dieser Gedanke an die (notwendig von den sozialen Gebrauchssituationen sprachlicher Äußerungen

determinierten) Zweckgebungen der Sprache und ihrer jeweiligen Formen und Strukturen hatte in der strukturalistischen Verabsolutierung des Sprachsystems gefehlt. Schließlich und vor allem legt Humboldt das Schwergewicht seines Sprachdenkens konsequent auf den dialogischen, und damit sozialen, Charakter der menschlichen Sprechfähigkeit: „Die Sprache kann auch nicht vom Einzelnen, sie kann nur gesellschaftlich [...] zur Wirklichkeit gebracht werden.“ (Humboldt 1827: 139) Diese wenigen Bemerkungen zu Humboldt müssen genügen.

Karl Bühler (1934: 24 ff.) stellt mit seinem Organon-Modell der Sprache die soziale Situation des Sprechereignisses in das Zentrum seiner Sprachtheorie. Er entwirft ein Dreiecks-Modell, in dem die sprachlichen Zeichen (als Organum) die verbindende Mitte zwischen den drei Polen der Dinge der Welt, über die geredet wird, dem Einen (d.h. dem Sprecher oder Schreiber) und dem Anderen (d.h. dem Hörer oder Leser) bilden. Im Gegensatz zum (auch im Strukturalismus noch beliebten) klassischen Zeichendreieck, das nur die drei Pole Ausdruck, Bedeutung und Gegenstand kannte, also völlig von den Zeichenbenutzern abstrahierte, führt Bühler die Zeichenbenutzer als wesentliches Bestimmungsmoment in sein Sprachmodell ein. Konsequent wird die Funktion sprachlicher Zeichen nicht allein auf die Darstellungsfunktion (bezüglich der Gegenstände, über die geredet wird) reduziert, wie dies in der klassischen Zeichentheorie bis hin zum Strukturalismus durchgängig der Fall war; vielmehr werden andere, in erster Linie sozial bestimmte, Zeichenfunktionen hinzugenommen, so vor allem die bekannte Ausdrucks- oder Symptomfunktion und die Appellfunktion.

Bühler grenzt das soziale Sprechereignis deutlich von einer einfachen Zeichenrelation (wie sie etwa auch bei einem Wegweiser bestehen könnte) ab und betont wie Humboldt konsequent den Tätigkeitsaspekt des Sprechereignisses: „Es ist eine komplexe menschliche Handlung.“ (Bühler 1934: 79) Zugleich bringt Bühler mit seiner Verortung des Sprachgebrauchsereignisses in situativen und kontextuellen Umfeldern (wie sie etwa die Funktion deiktischer Ausdrücke bestimmen können) einen Aspekt der Verwendungsgebundenheit sprachlicher Zeichen in die Sprachtheorie ein, der schwerlich mit der im Strukturalismus angestrebten Eigenregulation des Sprachsystems und der Eigenständigkeit seiner Regeln in Einklang gebracht werden kann. Hinsichtlich der Verortung der Sprache im Bezugsnetz sozialer Sprachgebrauchs- bzw. Kommunikationssituationen geht Bühler noch einen deutlichen Schritt über Humboldt hinaus (der diesen Aspekt eher implizit mit seinem Dialogmodell artikuliert hatte): Sein Begriff des „sympraktischen Umfeldes“ des Sprechens (Bühler 1934: 154), d.h. der Einbettung sprachlicher Äußerungen in außersprachliche soziale Handlungszusammenhänge, führt Aspekte in die Sprachtheorie ein, die in der Linguistik selbst erst in allerneuesten Theorien etwa der „Szenen“ oder „Handlungsrahmen“ wieder aufgegriffen worden sind. Zugleich leistet Bühler damit einen Vorgriff auf den Begriff des „Sprachspiels“ bei Wittgenstein, der gerade diese enge Vernetzung von

sprachlichen Äußerungen und ihrer grammatischen Struktur mit sozialen Handlungssituationen (Interaktionen zwischen mehreren Beteiligten) herausstellen sollte.

Wie bei Humboldt und Bühler hat auch Wittgensteins Sprachphilosophie in unserem Diskussionskontext vor allem den Vorzug, dass sie die Verortung der Sprache im Sprachgebrauch, und damit in der stets sozialen Verständigungssituation, an zentraler Stelle anerkennt. Wittgenstein (1953) entwickelt nicht nur eine Theorie der Bedeutung als des Gebrauchs der sprachlichen Zeichen zu ihren je verschiedenen Zwecken. Mit seinem Begriff des „Sprachspiels“ räumt er den verschiedenen Zwecken, denen sprachliche Äußerungen (und damit die Formen und Strukturen der sprachlichen Mittel) im sozialen Verkehr dienen können, sogar einen zentralen Stellenwert ein. Man kann den (schwierigen) Sprachspiel-Begriff möglicherweise auf den Kern bringen, dass mit ihm vor allem die Multifunktionalität sprachlicher Mittel hervorgehoben werden soll. Die Multifunktionalität der Sprache ist begründet durch die große Verschiedenheit der Situationen und sozialen Handlungszusammenhänge, in denen Sprache gebraucht wird, d.h. durch die Verschiedenheit der Zwecke. Diese sozial bedingte Zweckvielfalt verhindert es, dass Sprache auf einen nach eindeutigen Regeln funktionierenden, selbstregulativen und homogenen Mechanismus mit relativer Eigenständigkeit reduziert werden kann, wie dies im strukturalistischen Sprachmodell versucht worden ist. Wenn nach Wittgenstein das Wort „Sprachspiel“ hervorheben soll, „dass das Sprechen der Sprache Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform“ (Wittgenstein 1953: § 23), dann ist mit dem Begriff „Lebensform“ gerade die Einbindung sprachlicher Funktionsweisen in den Lebenszusammenhang einer Gesellschaft gemeint. Wittgensteins Sprachmodell ist damit, anders als das Systemmodell des Strukturalismus, hinsichtlich des sozialen Charakters der Sprache nicht-reduktionistisch: „Ich werde jede Tatsache, deren Bestehen Voraussetzung für den Sinn eines Satzes ist, als zur Sprache gehörig rechnen.“ (Wittgenstein 1964: § 45) Zu diesen Tatsachen gehören auch die sozialen Rahmenbedingungen des Sprachgebrauchs, also z.B. die außersprachlichen Handlungen und sozialen Interaktionen, in die die Sprache verwoben ist; es ist dieselbe Verflechtung der Sprache mit einem lebenspraktischen Zusammenhang, den schon Bühler mit seinem Begriff des „sympraktischen Umfeldes“ angesprochen hatte.

Nicht das Sprachsystem, das Ergon, hat Priorität über den Sprachgebrauch; dieser ist also nicht eine bloße Performanz, eine pure Anwendung eines außerhalb existierenden Regelapparates. Vielmehr muss man, will man die Sprache und ihr Funktionieren erklären, laut Wittgenstein immer auf die Sprachspiele als das Primäre schauen, d.h. auf die konkreten Gebrauchskontexte der Wörter und Sätze mit ihren lebenspraktischen (und das heißt auch: sozialen) Verflechtungen. Anders als die Strukturalisten, welche irgendwelche komplexen Strukturbeschreibungen und Algorithmen, die etwa das Ergebnis syntaktischer Analysetätigkeit sind, als „Sprachregeln“ behaupten, sind

für Wittgenstein sprachliche Regeln immer nur in einer Beobachtung der Praxis unterschiedlichster Sprachgebräuche zu erkennen. Nicht das Anwenden eines abstrakten Algorithmus namens „Sprachsystem“ zeigt für ihn daher den „korrekten“, regelhaften Sprachgebrauch an, sondern das Übereinstimmen eines Sprachgebrauchs mit einer gesellschaftlich existierenden Praxis, eines Usus, sich für die gegebenen Zwecke so und nicht anders auszudrücken. Der für Wittgensteins Sprachphilosophie zentrale Begriff der „Regel“ ist daher in seinem Kern sozial bestimmt: regelhaft handeln heißt für ihn, in Übereinstimmung sein mit einer eingeführten Handlungsweise; mit anderen Worten: so handeln, dass die Sprache ihre jeweiligen Zwecke im sozialen Verkehr erfüllen kann. Diese wenigen Ausführungen zu Sprachtheoretikern, denen die strukturalistische Ausblendung des Faktums, dass die Sprache eine soziale Tatsache ist, nicht unterlaufen ist, müssen in unserem Kontext genügen.

3 Sprachwissenschaft und Sozialwissenschaft: Unterschiede und Gemeinsamkeiten

Ich habe meine Überlegungen unter die Frage gestellt, ob die Sprachwissenschaft als ein Teil der Sozialwissenschaften betrachtet werden ist, werden kann oder werden sollte. Nun muss aus dem Umstand, dass die Sprache zweifellos eine Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens ist, vielleicht nicht in aller Augen auch folgen, dass die Erforschung dieser sozialen Tatsache nun auch in einer Weise erfolgt, dass die sich diesem Ziel widmende Wissenschaft als Sozialwissenschaft bezeichnet werden kann. Wir haben gesehen, dass Saussure ja durchaus den sozialen Charakter der Sprache anerkannt hat, aber dennoch eine begrifflich und methodisch völlig eigenständige Erforschung des Sprachsystems gefordert hat. Dabei hat die sich danach entwickelnde Systemlinguistik eine Auffassung herausgebildet, wonach die „langue“ vor allem als ein Art Algorithmus anzusehen sei, der ohne den sozialen Gebrauchskontext beschrieben werden kann, obwohl oder vielleicht auch gerade weil Saussure das Sprachsystem als den sozialen Teil der Sprache (nämlich den gesellschaftlichen Sprachbesitz) bezeichnet hat. Ein an Saussure geschulter klassischer Strukturalist könnte also (was aber de facto niemand tut), meinen Einwänden folgendes entgegen:

„Um überhaupt erklären zu können, wie sprachliche Zeichen dem sozialen Verkehr dienen können, muss die Sprache als ein feststehender gemeinsamer Schatz aus sprachlichen Formen und Regeln ihrer Zusammensetzung zu komplexen Äußerungen aufgefasst werden. Erst unter der Voraussetzung eines bis in die Details hin gemeinsamen Inventars an Formen und Regeln (d.h. eines gemeinsamen Codes) ist sprachliche Verständigung über die unaufhebbare Trennung der Individualpsychen hinweg möglich; gerade in dieser notwendi-

gen Gemeinsamkeit eines eigenständigen und in sich homogenen Sprach-Apparates ist der soziale Charakter des Sprachsystems zu sehen. Systemlinguistik, die diesen Apparat aufklären will, trägt daher implizit dem sozialen Charakter der Sprache immer schon Rechnung. Um das Formen- und Strukturgeflecht sprachlicher Regeln aber aufklären zu können, bedarf es eigenständiger Methoden und Verfahren, die mit den Methoden der Sozialwissenschaften nichts gemein haben. Daher ist Sprachwissenschaft keine Sozialwissenschaft, sondern eine Disziplin eigener Methodik und Ordnung.“

Was kann man einer solchen Auffassung entgegenen? Ja, kann man überhaupt etwas dagegen stellen? Gibt es Gemeinsamkeiten zwischen der Sprachwissenschaft und den Sozialwissenschaften, oder überwiegen die Unterschiede? Sozialwissenschaften haben es mit den verschiedenen Formen sozialen Handelns zu tun. Unleugbar ist auch Sprachgebrauch eine Form sozialen Handelns, oder vielleicht präziser: sozialer Interaktion. Typischerweise dienen sprachliche Zeichen der Kommunikation zwischen mindestens zwei Individuen und damit der Interaktion in einer rudimentären sozialen Gruppe. Das Äußern sprachlicher Zeichen und ihre Rezeption geschieht in Situationen, die immer schon in irgendeiner Weise sozial definiert sind. Diese Definition betrifft die generelle Rollenzuschreibung der Interagierenden (etwa Vorgesetzter, Untergebener; Lehrer, Schüler; gleichgestellte Freunde) ebenso wie die Definition momentaner situationsgebundener Interaktionsrollen (etwa Fragender, Antwortender; Diskussionsleiter und -teilnehmer usw.). Die Möglichkeiten, durch den Gebrauch sprachlicher Zeichen intersubjektive Verständigung herzustellen, und damit einen sozialen Kontakt besonderer Art auszuüben, werden gegeben und begrenzt zugleich durch das Beherrschen eines komplexen Gefüges von Regeln, welches den korrekten (und damit mit der Aussicht auf Erfolg der Verständigungshandlungen verknüpften) Gebrauch der sprachlichen Mittel eindeutig festzulegen scheint. Wie soll man nun den (sozialen) Handlungscharakter des aktuellen Sprachgebrauchs mit der scheinbaren Eigenstruktur der sprachlichen Mittel, deren regelhafter Zusammenhang unleugbar nicht auf private Intentionen, sondern auf festgefügte und vom einzelnen Individuum nur übernommene gesellschaftliche Konventionen zurückgeht, wissenschaftlich in Übereinstimmung bringen? Soziale Handlungsmuster, wie sie etwa in der Soziologie untersucht werden, haben scheinbar bei weitem nicht den Grad an Eigenständigkeit, den die Sprache gegenüber dem Sprachbenutzer hat. Und doch handelt es sich in beiden Fällen um grundsätzlich vergleichbare Zusammenhänge: Auch die Sprache ist nichts anderes als ein Agglomerat von Handlungsmustern, die in individuellen Handlungen der Gesellschaftsglieder aktualisiert werden. Die Eigenständigkeit der Handlungsmuster gegenüber den Handlungen ist zunächst nicht mehr als das Ergebnis einer Verdinglichung oder gar Ontologisierung wissenschaftlicher Modell- oder Begriffsbildungen.

Auch was eine „Peergroup“ ist, d.h. welche Regelmäßigkeiten des Handelns und welche Rollenverteilungen in einer Personengruppe gegeben sein

müssen, damit man ihr das soziale Muster „Peergroup“ attestiert, gewinnt unter der verdinglichenden Betrachtungsweise der wissenschaftlichen Abstraktion und Systematisierung den Charakter einer gewissen Latenz, d.h. der Unabhängigkeit solcher gesellschaftlicher Handlungsmuster von Absichten und Zielen einzelner Individuen. Es ist deshalb kein Zufall, dass zentrale Begriffe der Nach-Saussureschen Linguistik, wie etwa Struktur und System, auch in den Sozialwissenschaften eine wichtige Rolle gespielt haben. Grundsätzlich, d.h. wissenschaftstheoretisch gesehen, unterscheidet sich der Erkenntnisprozess sprachlicher Phänomene nicht wesentlich von der Herauspräparierung sozialer Strukturen, Muster und Handlungssysteme, wie sie in den Sozialwissenschaften betrieben wird. Was aber im Vergleich mit diesen die erstaunliche Hartnäckigkeit erklärt, mit der in der Sprachwissenschaft das System der Gebrauchsregeln verdinglicht wurde, ist ein kleiner und wesentlicher Unterschied zwischen sprachlichem und nichtsprachlichem Handeln: In der Sprache tritt mit der geäußerten Lautfolge oder der geschriebenen Buchstabenfolge ein tertium zwischen die interagierenden Individuen, das als reales Objekt der physischen und kognitiven Wahrnehmung zugleich den vermeintlichen Dingcharakter stärker unterstreicht, als dies bei der Wahrnehmung anderer sozialer Strukturen und Handlungsmuster jemals der Fall sein kann. Es ist der von Humboldt beschriebene Doppelcharakter der Sprache, der Wahrnehmung als „energeia“, als Tätigkeit, und als „ergon“, als Werk, d.h. als dinghaftes Hervorgebrachtes der sprachlichen Tätigkeit zugleich zu erscheinen.

Man kann fragen, ob dieser Ergon-Charakter, der in anderen Formen der sozialen Interaktion kaum Vergleichbares hat, nicht notwendig an die Existenz der Schrift gebunden ist. Ich möchte behaupten, dass erst die schriftliche Niederlegung sprachlicher Äußerungen es ermöglicht, aus der wie Humboldt es nannte „sich ewig wiederholenden Arbeit des Geistes, den articulierten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen“, d.h. aus der ewigen Kette aufeinander folgender und niemals genau identischer sprachlicher Äußerungen, so etwas wie die Idee einer festen Struktur und eines beständigen, in sich geschlossenen und homogenen Systems aus Formen und Regeln abzulösen. Erst die Schrift hält das tertium, welches die sprachlichen Äußerungen im sozialen Verkehr der Kommunikation bilden, in einer Weise fest, dass sie dem „toten Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung“ zugänglich werden, als das Humboldt „das Zerschlagen der Sprache in Wörter und Regeln“ gelegentlich ansah. In anderen Formen sozialen Handelns fehlt dieses tertium weitgehend, so dass eine ähnliche Verdinglichung, wie sie im Strukturalismus mit dem Sprachsystem erfolgt ist, dort kaum denkbar ist. Wenn jedoch soziale Verhältnisse einer annähernd starken Verdinglichung unterliegen, etwa im Begriff der „Ehe“, dann gibt es auch dort meist ein fixiertes tertium, nämlich im genannten Fall etwa die schriftlich niedergelegten Rechtsnormen, welche die Ehe als soziale und rechtliche Institution festlegen.

Die Sprache als soziale Tatsache ernst nehmen heißt für mich zunächst, anzuerkennen, dass die Sprache ihre Realität allein im Sprachgebrauch, d.h.

der unaufhörlichen Kette einzelner sprachlicher Äußerungen durch eine Vielzahl von Individuen hat. Demgegenüber ist die Konstruktion eines abstrakten Systems, welches diesen Äußerungen zugrunde liegen soll, zunächst nicht mehr als eine mehr oder weniger künstliche Abstraktion. Regelmäßigkeiten indes, die in der Ausformung und im Gebrauch sprachlicher Mittel entdeckt werden können, sind nichts anderes als Regelmäßigkeiten in spezifischen Formen sozialen Handelns. Soziales Handeln erfordert immer, konform mit in der jeweiligen gesellschaftlichen Gruppe geltenden Handlungsmustern zu handeln. Dies ist bei sprachlichem Handeln nicht anders als bei anderen Formen sozialen Handelns. Vielleicht ist bei sprachlichem Handeln nur der Konformitätszwang, d.h. die Notwendigkeit der Übereinstimmung jeder Äußerung mit den je geltenden Regelmäßigkeiten, wegen der spezifischen Funktion der Sprache, Kommunikation und koordiniertes Handeln zu ermöglichen, größer als bei anderen Formen gesellschaftlicher Interaktion. Konformitätszwang kann auch zusätzlich dadurch hergestellt sein, dass die Regeln der Anwendung des sprachlichen Ausdrucksinstrumentariums entsprechend den verschiedenen Ebenen der Sprachzeichen mehrfach geschichtet und ineinander verflochten sind. Wenn man diese komplexen Strukturen von Gebrauchsregeln sprachlicher Zeichen ein System nennen will (wie man andere soziale Handlungskomplexe ein „System“ nennt), dann sollte deutlich sein, dass es sich hierbei im Grunde um ein System von Handlungsregeln handelt.

Die sprachlichen Ausdrucksmittel dienen, wie vor allem in der neueren linguistischen Pragmatik und Textlinguistik herausgearbeitet wurde, einer Vielzahl von verschiedenen sprachlichen Akten. Die elementarsten dieser sprachlichen Handlungen sind die der Referenz und der Prädikation, d.h. der Herstellung eines Gegenstandsbezugs und der Zuschreibung von Eigenschaften zu dem bezeichneten Gegenstand oder Sachverhalt. Beide zusammen bilden den Aussagekern, der in jeder sprachlichen Handlung enthalten ist. Zu diesen elementaren Handlungen treten dann auf der Ebene der komplexen Äußerungen die sog. Sprechhandlungen (wie etwa Drohen, Warnen, Raten etc.) und auf diesen aufbauend die Texthandlungen hinzu. Dasjenige, was man gewöhnlich das „Sprachsystem“ oder die „langue“ nennt, ist bis in die letzten Feinheiten bestimmt durch die kommunikativen Zwecke, welche die sprachlichen Formen jeweils erfüllen sollen. So dient etwa das Paradigma der Personalmorpheme im Verbsystem des Deutschen („ich arbeit-e, du arbeit-est, sie arbeit-et“ usw.) dem Zweck, den Referenzgegenstand des Prädikats eindeutig zu identifizieren bzw. hier: die Koreferenz und damit Kongruenz zwischen dem Prädikat und dem an anderer Stelle des Textes eingeführten Bezugsgegenstand herzustellen. Diese Funktion der Personalmorpheme ist daher bestimmt durch den Zweck der Äußerung; die Teilhandlungen (etwa der Referenz oder Koreferenz) müssen vom Interaktionspartner verstanden bzw. nachvollzogen werden, damit die Gesamtaußerung ihr kommunikatives Ziel erreichen kann. Die einzelnen sprachlichen Mittel, welche zur Realisierung der Teilhandlungen (Referenz, Prädikation, Quantifizierung etc.) einge-

setzt werden, können variieren, solange insgesamt die Erreichung des jeweiligen kommunikativen Ziels garantiert ist. So kann etwa in referentiell eindeutigen Situationen das in anderen Situationen notwendige Maß an Binnendifferenzierung der geäußerten Sprachzeichen durchaus vernachlässigt werden. (So ist etwa in der Äußerung „schafft er?“ das an sich eindeutige Flexionsparadigma der Personalmorpheme dialektal übergangen; es hängt dann von der jeweiligen Situation ab, ob diese Äußerung „schafft er?“ oder „schafft ihr?“ bedeutet. Die sprachlichen Mittel werden also bis in die kleinsten Verästelungen der Grammatik hinein durchweg funktional eingesetzt, d.h. so, wie es zur Erreichung der kommunikativen Ziele je nach Situation und Kontext notwendig aber auch ausreichend ist.)

Ich habe meine bisherigen Argumente dafür, dass dem Faktum, dass die Sprache ein „fait social“, eine soziale Tatsache ist, in der Sprachwissenschaft stärker Rechnung getragen werden müsste, als dies in der dominanten – z.B. strukturalistischen, logizistischen, generativistischen – Linguistik der Fall war, zunächst hinsichtlich der sogenannten Kerngebiete dieses Faches entwickelt. Nun kann man fragen, welche grundlegenden Änderungen in diesen Kerngebieten der Grammatik denn eine Forschungsperspektive bringen würde, die den sozialen Charakter der Sprache in dem von mir geforderten Maß berücksichtigen würde. Ich plädiere zunächst tatsächlich für nicht mehr als eine Änderung der Perspektive bzw. der eigenen Haltung gegenüber dem Forschungsgegenstand Sprache. Dafür ist es nicht notwendig, dass etwa eine Grammatik unter sozialer, d.h. funktionalistischer Perspektive, nun völlig neue und damit abweichende Erkenntnisse bringt, als die bisherigen strukturalistisch oder logizistisch inspirierten Grammatiken. Ich glaube jedoch, dass eine funktionale Frageweise Lösungsmöglichkeiten für bisher ungelöste grammatische Beschreibungsprobleme erbringen könnte, die mit den bisherigen Modellen nicht erzielt werden konnten. Schließlich hat auch die Epoche formal-algorithmisierter Grammatiken Neues nicht so sehr hinsichtlich der Beschreibung bisher unbekannter oder unerklärter grammatischer Formen und Strukturen gebracht; der sogenannte Fortschritt lag häufig nur in der mühseligen Formalisierung und angeblichen Systematisierung längst vorhandener Erkenntnisse mit fragwürdigem Gewinn. Diese Systematisierung ging jedoch allzu häufig zu Lasten der Beschreibungsvielfalt: was nicht in das System passte, wurde einfach ausgeklammert. Eine funktionalistische Perspektive kann diese Lücke schließen, da ihr theoretischer Bezugspunkt nicht das abstrakte System eines durch Notationsregeln erzeugten starren Formalismus ist, sondern die Frage, welchen jeweiligen kommunikativen (und damit sozialen) Funktionen eine einzelne grammatische Form oder Struktur-Anordnung dient. Ob man eine solche Sprachforschung hinsichtlich der grammatischen Kerngebiete (Phonologie, Morphologie, Syntax, Textlinguistik) dann als im weitesten Sinne „sozialwissenschaftlich“ bezeichnen sollte, mag einmal dahingestellt bleiben. Es gibt jedoch, über die Grammatik in ihrem bisherigen meist technisch-engen Verständnis hinaus, Gebiete der Sprachforschung, welche

nach meiner Auffassung noch uneingeschränkter das Prädikat „sozialwissenschaftlich“ tragen könnten, da sie Aspekte des Sprachgebrauchs betreffen, die viel unmittelbarer dem Einfluss sozialer Parameter unterliegen. Auf diese Gebiete, die möglicherweise eine Neubewertung der Sprachwissenschaft (wenigstens eines Teiles von ihr) als einer Wissenschaft erfordern, die gesellschaftliche Phänomene zum Gegenstand hat (und dies ist für mich die Bedeutung von „Sozialwissenschaft“), möchte ich abschließend eingehen.

4 Themen und Perspektiven einer sich als Sozialwissenschaft verstehenden Linguistik

Wenn man die einzelnen Ebenen der Organisation des gesellschaftlichen Verständigungsmittels Sprache von unten, d.h. den kleinsten Einheiten (wie Phoneme, Morpheme, Lexeme), nach oben, d.h. den zunehmend komplexeren Einheiten (Satzteile, Sätze, Äußerungen, Texte), durchgeht, dann wird man feststellen, dass mit zunehmendem Grad an Strukturiertheit und Komplexität der Zeichenketten die direkte Abhängigkeit der Wahl (und damit der Funktion) der Ausdrucksmittel von situativen und kontextuellen Parametern des Sprachgebrauchsereignisses steigt; dies ist aber im Kern eine zunehmende Abhängigkeit von sozialen Parametern. Diese Abhängigkeit gilt generell für die semantische Ebene der Sprachanalyse. Wenn Übereinstimmung darin besteht, dass die Grundebene für die Bedeutungsgebung sprachlicher Zeichenketten die komplexe kommunikative Handlung, z.B. eine Äußerung oder Verschriftlichung auf Satzebene, ist, von der die anderen Ebenen (wie etwa Wortbedeutung) nur abgeleitet sind, dann dürfte deutlich sein, dass die zentralen Bezugsgrößen für eine sprachwissenschaftliche Analyse, nämlich Äußerungsbedeutung und Äußerungsfunktion, stets nur im Kontext der kommunikativen Situation analysiert werden können. Situationslose Sätze oder Texte lassen, wie Experimente gezeigt haben, keine Eindeutigkeit der Bedeutungsseite zu; sie sind systematisch unterbestimmt. Dies zeigen schon die vergeblichen Versuche der Syntaxforscher, Kriterien für die Grammatikalität bestimmter Zeichenketten situations- und kontextlos zu formulieren; auch für die anscheinend am weitesten hergeholtten und unglaubwürdigsten Deutungen einzelner (als angeblich ungrammatisch angebotener) Zeichenketten lassen sich, wie die Erfahrung zeigt, noch Situationen und Kontexte konstruieren, die daraus eine sinnvolle Äußerung machen. Die Entscheidung über die Sinnhaltigkeit komplexerer sprachlicher Einheiten kann also nicht ohne Berücksichtigung der Verwendungskontexte getroffen werden.

Verwendungssituationen sprachlicher Zeichenketten sind aber immer auch sozial determiniert. Diese soziale Bestimmung kann schon darin liegen, dass zum richtigen Verstehen (i.S. der Äußerungsintention der Sprecher/Schreiber)

ein bestimmter Wissenshintergrund gehört, über den die Rezipienten verfügen müssen bzw. den sie aktualisieren können. Wissenshintergründe sind aber per se eminent soziale Parameter der Kommunikationssituation, da sie nur in sozialen Zusammenhängen erworben werden können. Das meiste verstehensrelevante Wissen ist ohnehin kommunikativ, d.h. sprachlich erworben, und damit sozial; aber auch Wissen, welches sinnliche Anschauung zur Grundlage hat, ist als Wissen, d.h. als epistemische Elemente, die in den sozialen Verkehr eingeführt werden können, gesellschaftlich determiniert. Um mittelbar zu sein, muss auch sinnliches Anschauungswissen sprachlich transformiert werden; dabei unterliegt es den gesellschaftlich gegebenen Vordeutungen. Sprachliche Strukturen werden eindeutiger, je höher ihr Organisationsgrad ist: Sätze sind eindeutiger als isolierte Wörter, komplexere Texte sind eindeutiger als isolierte Sätze. Dies hängt damit zusammen, dass längere sprachliche Einheiten ein Mehr an epistemischem Kontext aktualisieren. Dieser Kontext dient dann der Vereindeutigung einzelner Teilketten. Ein Mehr an Kontext ist ein Mehr an aktualisiertem verstehensrelevantem Wissen. Eine stärkere Einbettung in Wissenskontexte ist aber zugleich, wegen des sozialen Charakters dieses Wissens, eine stärkere soziale Einbettung der Zeichenketten. Man kann daher den Schluss ziehen: je höher sprachliche Strukturen organisiert sind, d.h. je komplexer und umfangreicher sie sind, desto unmittelbarer sind sie auch dem Einfluss sozialer Parameter ausgesetzt.

Die Rolle, welche das gesellschaftlich erworbene Wissen für das Funktionieren sprachlicher Sätze und Texte hat, ist gerade in der jüngeren Textlinguistik deutlich gemacht worden. Diese Forschung hat gezeigt, dass die Funktion mancher sprachlicher Mittel, die in einer auf die Satzebene beschränkten Syntax nicht zureichend erklärt werden konnten, sich gerade aus der Aufgabe ergibt, Textverweise herzustellen und damit Bezüge auf zu aktualisierende Wissens Elemente, welche zusammen erst die Textwelt ergeben, d.h. jenen Ausschnitt aktualisierten Wissens, welcher ein Textverstehen in vollem Sinne überhaupt erst ermöglicht. Es ist die Wechselbeziehung zwischen geäußerten sprachlichen Zeichen und den durch sie aktualisierten Textwelten einerseits, sowie den Parametern der kommunikativen Situation andererseits, welche zusammen erst die Textbedeutung ergibt. Eine Analyse dieser Wechselbeziehungen zwischen Zeichen und situativen und kontextuellen Parametern kann, wenn es sich z.B. um mündliche Gespräche handelt, eine detaillierte Untersuchung der sozialen Positionen und Beziehungen der Kommunikationsbeteiligten erfordern. Eine solche Analyse, wie sie etwa im linguistischen Forschungszweig der Gesprächsanalyse stattfindet, muss sich auch soziologischer Erkenntnisse bedienen. Sie ist darum aber nicht einfach in die Soziologie abzuschieben; da diese Analyse genaueste linguistische Kenntnisse erfordert, und es ja gerade darauf ankommt, den Beitrag aufzuhellen, den einzelne sprachliche Zeichen und Strukturen zur Erzielung des kommunikativen Ergebnisses leisten, ist sie eine Analyse, die in gewissem Sinne zugleich linguistisch und soziologisch ist. (So wird denn auch die Gesprächsanalyse in den

USA eher als Zweig der Soziologie angesehen, während sie in Europa meist als Zweig der Linguistik gilt.)

Während bei der Untersuchung der Wechselbeziehungen zwischen sprachlichen Zeichenketten und situativen Parametern ihrer Äußerung der auch sozialwissenschaftliche Charakter solcher Forschungen auf der Hand liegt, wurde die Untersuchung der Wechselbeziehung zwischen Sprachzeichen und ihren Kontexten meist als genuin geisteswissenschaftlich, nämlich philologisch, aufgefasst. Ich glaube jedoch, dass auch die Untersuchung der Funktion, die epistemische Kontexte für das Funktionieren sprachlicher Äußerungen haben, Aspekte beinhaltet, die sozialwissenschaftlich genannt werden können. Hier ist nicht nur zu veranschlagen, dass das verstehensrelevante Wissen gesellschaftlich konstituiert ist; dies gilt in irgendeiner Form für jede Art von Wissen. Vielmehr betreffen auch die Inhalte eines Großteils dieses Wissens soziale Phänomene, nämlich Handlungsstrukturen und Verhaltensweisen der sozialen Interaktion. Dies wird deutlich an der zentralen Rolle, die in der heutigen Textlinguistik den sog. „Handlungsrahmen“ zugemessen wird. Dazu ein Textbeispiel: „Er kam ziemlich spät am Bahnschalter an. Die Schlange bewegte sich nicht vom Fleck. Er verzichtete und ging sofort zum Zug, mit dem schlechten Gefühl, etwas Verbotenes zu tun.“ Das Verstehen dieser Textpassage kann nur gelingen, wenn die Sätze und Wörter korreliert werden mit dem Wissen etwa darüber, wie in unserer Gesellschaft das sozial definierte Handlungsmuster „BAHNFAHREN“ funktioniert; man muss wissen, dass man dazu eine Fahrkarte benötigt, dass man diese an speziellen Verkaufsstellen erwirbt, und dass das Fahren ohne Fahrkarte verboten ist und einen teuer zu stehen kommen kann. (Der Satz „Die Schlange bewegte sich nicht vom Fleck.“ kann allein keine Bedeutungserfüllung erlangen; er ist mühelos in völlig andere Kontexte – etwa eine Abenteuergeschichte über die Begegnung mit einer Anakonda – integrierbar.) Wir haben mit diesen Handlungsrahmen das vor uns, was Bühler u.a. mit seinem Begriff des „sympraktischen Umfeldes“ der Sprechhandlungen gemeint hat: die Verflechtung sprachlicher Äußerungen mit außersprachlichen Handlungsstrukturen; sei es, dass diese direkt in die Äußerungssituation intervenieren (etwa wenn der Mensch unseres Minutextes sagen würde: „Einmal Köln und zurück.“), wobei die Kontextfaktoren durch das situative Ambiente präsent sind, sei es, dass sie als verstehensnotwendige Wissens Elemente etwa zu einem Erzähltext (wie unserem Beispiel) hinzugedacht werden müssen.

Die Verflechtung sprachlicher Äußerungsstrukturen und ihres gezielten Aufbaus mit dem epistemischen Rahmen des gesellschaftlichen Wissens ist in der bisherigen Sprachwissenschaft viel zu wenig untersucht worden. Leider hat in Deutschland die Epistemologie, d.h. die Erforschung des gesellschaftlichen Wissens, seines Wandels und seiner Wechselbeziehung mit gesellschaftlichem Handeln, noch nie einen festen akademischen Ort gehabt. Die bestehenden Disziplinen haben sich dieses Themas bisher höchstens am Rande angenommen. Eine Disziplin wie die Wissenssoziologie (ich erinnere hier nur

an Karl Mannheim 1929) konnte sich nie so recht im Kernbereich ihres Faches, der Soziologie, etablieren. (Die Gründe dafür sind heute kaum noch nachvollziehbar; vielleicht liegt es am nicht-positivistischen Charakter von Mannheims Forschungen.) Ideengeschichte, wie sie in Deutschland betrieben wurde, war viel zu unsociologisch und zu stark auf das philosophisch-akademische Wissen beschränkt, als dass sie ein Ersatz hätte sein können. (Ähnliches gilt für die Psycholinguistik und KI-Forschung, die heute das Wort „Wissen“ plakativ vor sich her tragen; auch hier werden die Bedingungen der sozialen Genese und Funktion des Wissens und seine geschichtliche Veränderung völlig außer acht gelassen.) Die Linguistik schließlich hat sich von epistemologisch relevanten Themen bislang nahezu völlig fern gehalten. Nun plädiere ich nicht dafür, dass die Linguistik einfach zur Epistemologie wird; ich glaube jedoch, dass die Funktion gesellschaftlichen Wissens in den einzelnen Bereichen seines Wirkens dringend intensiverer Forschungsbemühungen bedarf, zu denen die Sprachwissenschaft wegen der zentralen Verflechtung des Funktionierens sprachlicher Verständigung mit epistemischen Faktoren einen wichtigen Beitrag leisten kann. Erst eine solche linguistische Analyse untersucht Sprache wirklich in ihrer sozialen Funktion.

Neben dem Zusammenhang von Sprache und gesellschaftlichem Wissen gibt es aber noch einen weiteren Grund dafür, eine stärker sozialwissenschaftliche Ausrichtung der künftigen Linguistik zu wünschen. Die Frage nach den Funktionen der Sprache wurde in der Linguistik bisher kaum je gestellt, geschweige denn näher untersucht. Alle Angaben, die dazu gemacht wurden, waren entweder zu reduktionistisch (etwa „zur Informationsvermittlung“), oder zu allgemein und undifferenziert („zur Kommunikation, zur Verständigung“). Dieser fatale Verzicht auf eine genauere Klärung der Funktionen, die Sprache für die Individuen und im gesellschaftlichen Verkehr haben kann, schlägt sich bis in die neueste Linguistik etwa darin nieder, dass die gängigen Sprachmodelle immer nur einen ganz bestimmten Typus von Sprachverwendung und Sprachfunktionen berücksichtigen. Besonders den neueren Textmodellen (die ja meist mit dem Anspruch formuliert sind, umfassende Sprachmodelle abzugeben) merkt man an, dass ihren Erfindern stets nur eine ganz bestimmte Textsorte vor Augen gestanden hat (etwa mündliche Gespräche, wissenschaftlich-argumentative Texte, Erzähltexte); Eigenschaften und Funktionen sprachlicher Formen und Strukturen, die empirisch in dem jeweiligen für prototypisch gehaltenen Texttyp aufzuweisen sind, werden dann über die daraus abgeleiteten Sprachmodelle flugs zu Eigenschaften sprachlicher Verständigung schlechthin hypostasiert. Statt auf diese Weise die Vielfalt sprachlicher Funktionen immer wieder reduktionistisch zu verkürzen, wäre es angebrachter, auch bei der Formulierung sprachtheoretischer Grundmodelle (wie etwa der Textmodelle oder auch der ganz aktuellen Textproduktionsmodelle) von einer Funktionsheterogenität der Sprache auszugehen.

Eine Erforschung der als vielfältig und heterogen anzunehmenden Funktionen, die Sprache bzw. Texte in der gesellschaftlichen Interaktion haben, er-

fordert eine Bezugnahme auf die konkreten Zwecke, die einzelne sprachliche Formen in ihren jeweiligen Verwendungssituationen konkret erfüllen. Eine Bezugnahme auf Zwecke des Sprachgebrauchs erfordert jedoch eine stärkere Berücksichtigung der sozialen (und sozialwissenschaftlich beschreibbaren) Parameter der jeweiligen Sprachgebrauchssituation. Die bisherige Soziolinguistik (als einziger wenn auch in den letzten Jahren eher an den Rand gedrängter Forschungsbereich der Linguistik, in dem die auch sozialwissenschaftliche Aufgabenstellung der Sprachforschung ernst genommen wurde) hat einige aufschlussreiche Untersuchungen hervorgebracht, welche aus den sozialen Parametern von je spezifischen Kommunikationssituationen Rückschlüsse auf heterogene Funktionen der sprachlichen Äußerungen abzuleiten erlaubten. So zeigt etwa die Erforschung der Jugendsprache, dass zunächst rätselhaft erscheinende Textanordnungen in mündlicher Kommunikation Fälle eines spezifischen Kommunikationsstils waren, etwa einer für manche Sektoren jugendlicher Kommunikation typischen Zitationstechnik, in der sprachliche Versatzstücke aus der Musik- und Medienkultur patchworkartig zu Äußerungen bzw. assoziativ aufgebauten Dialogen zusammengesetzt wurden. Fragt man nach der Funktion solcher Kommunikationsstile, dann ist „Verständigung“ ein zu ungenauer Begriff, als „Information“ im engeren Sinne können diese Erscheinungen schon gar nicht bezeichnet werden. Welche konkreten Funktionen solche Formen des Sprachgebrauchs auch haben mögen (gegenseitige Selbst-Vergewisserung in der In-Group, Ironisierung und Schaffung kritischer Distanz zum täglichen Medienmüll usw.), es sind dies soziale Funktionen der Sprache, die nicht etwa nur zu den „eigentlichen“ Sprachfunktionen akzidentell hinzutreten, wie das in der Linguistik häufig behauptet wurde, sondern um Funktionen, die Sprache in ihrem Kern ausmachen.

Es gibt andere Bereiche bisher unerforschten Sprachgebrauchs, in welchen wiederum ganz andere Zwecke und Funktionen der sprachlichen Manifestationen auszumachen sind. An erster Stelle muss hier der bislang in der Forschung ziemlich vernachlässigte institutionelle Sprachgebrauch genannt werden. Der (wenn man so sagen will) kommunikative Gehalt, den etwa theologische oder juristische Texte haben, lässt sich aus den puren Textformularen allein nicht erkennen. Die Funktion, die solche Texte im Kontext der institutionellen Aufgaben und Zwecke der jeweiligen Einrichtungen haben, lässt sich mit dem herkömmlichen Begriff von „Bedeutung“ nur sehr unvollkommen beschreiben. So liegt etwa die Funktion von Gesetzestexten darin, bestimmte Leistungen innerhalb des sozialen Regulierungsprozesses zu erbringen, den die Rechtsprechung als gesellschaftliche Institution darstellt. Diese Leistungen lassen sich mit den herkömmlichen Begriffen, mit welchen die Funktion und das Funktionieren sprachlicher Äußerungen beschrieben wurden, kaum angemessen erfassen. Zentrale sprachtheoretische Begriffe wie „Referenz“ und „Prädikation“ bekommen innerhalb dieser institutionellen Aufgabenstellung einen völlig anderen Zuschnitt als bei der bisher für Sprache schlechthin modellhaften Alltagssprache. Es ist deshalb die Aufgabe einer sich diesen

speziellen Verwendungsformen von Sprache widmenden linguistischen Forschung, eine zureichende Begrifflichkeit und Erklärung für solche bislang vernachlässigte Phänomene überhaupt erst zu entwickeln. Immerhin kann man nicht sagen, dass innerhalb der gesellschaftlichen Funktionen der Sprache solche institutionellen Formen des Sprachgebrauchs etwa nur Randzonen markieren, die für die generelle Sprachtheorie zu marginal und daher vernachlässigenswert sind. Juristische Sprache (und auch theologische Sprache) greift so stark in den Organisationsprozess der Gesellschaft ein, dass diese Sprachformen soziologisch gesehen zu den Kernbestandteilen gesellschaftlicher Sprachverwendungen und Sprachfunktionen zählen. Da Sprache aber eine soziale Tatsache ist, erfordert es die Funktionsvielfalt, die die Sprache im sozialen Verkehr hat, auch, diese verschiedenen Funktionen im Zentrum der Sprachtheorie zur Kenntnis zu nehmen und zu berücksichtigen. Nur wenige der „speziellen“, von der alltäglichen Kommunikationsfunktion abweichenden Sprachformen und -funktionen haben in der Geschichte der Sprachtheorie eine eigene Funktionsbestimmung und Begrifflichkeit, d.h. einen eigenen Forschungszweig angeregt. Dies gilt vor allem für den poetischen Sprachgebrauch; dieser hat mit der literaturwissenschaftlichen Poetik und Ästhetik theoretische Erklärungsmuster hervorgerufen, welche einen gänzlich eigenständigen Zuschnitt haben. Allerdings hat diese Entwicklung auch zu einer völligen Entfremdung zwischen dieser Disziplin und der Sprachwissenschaft geführt; nur noch wenige Sprachwissenschaftler sind heutzutage in der Lage, kompetent zu Aspekten poetischen Sprachgebrauchs Stellung zu nehmen.

Ich plädiere deshalb für eine Überwindung dieser Trennung. Allerdings genügt es nicht, nur den Zusammenhang zwischen Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft wieder herzustellen, also zurückzukehren zur verlorengegangenen Einheit der Philologien. Vielmehr müssen innerhalb der Sprachwissenschaft (oder -wissenschaften) auch diejenigen Funktionsbereiche gesellschaftlichen Sprachgebrauchs zu ihrem Recht kommen, die bislang nahezu vollständig aus ihrem Gegenstandsbereich und Interesse ausgeklammert wurden. Eine solche (stärker als bisher sozialwissenschaftlich orientierte) Sprachwissenschaft müsste sich nach meinem Dafürhalten als eine empirische Kulturwissenschaft verstehen, und damit als eine Disziplin, die nicht an den bisherigen engen Grenzen des Forschungsbereichs der Linguistik haltmacht. Die vielfältigen sozialen Funktionen alltäglichen Sprachgebrauchs in der Umgangssprache würden ebenso zu ihrem Forschungsgegenstand zählen, wie die verschiedenen institutionellen Sprachfunktionen; neben eine Analyse poetischer Sprache würde gleichberechtigt die Untersuchung der Funktionen öffentlichen, medienvermittelten Sprachgebrauchs, etwa in der Sprache der Politik, treten. Die eminent verschiedenen Zugriffe, die mündlich-kommunikativer Sprachgebrauch einerseits und schriftlich-diskursiver andererseits für die Sprachtheorie erfordern, würden nicht länger zugunsten einer idealisierenden Vereinheitlichung des Sprachmodells übersehen. Der Erkenntnis, dass Sprache nicht homogen ist, sondern schon im Grundprinzip funktionsheterogen,

müsste endlich auch bis in den Kern der Sprachtheorie und der empirischen Forschungsmethoden hinein Rechnung getragen werden. Ich will nicht behaupten, dass eine solche Sprachwissenschaft, die sich stärker als bisher als Sozialwissenschaft verstehen müsste, nur völlig neue Gegenstände erforschen würde; manches, was einer solchen Sprachwissenschaft zuzurechnen wäre, wurde auch bisher schon untersucht. Allerdings müssten diese Forschungsgebiete ihre Stellung am vermeintlichen Rande der Sprachwissenschaft aufgeben und stärker als bisher deutlich machen, dass es sich bei ihren Gegenständen um Kernfragen der Sprachforschung handelt. Neue, bislang innerhalb der Linguistik vernachlässigte Forschungsbereiche müssten freilich hinzutreten. Wofür ich plädiere, ist also ein Perspektivenwechsel, der zuerst das eigene Selbstverständnis der Linguistik korrigiert, der den Blick öffnet auf bislang vernachlässigte Forschungsgebiete, der es zulässt, dass neue Forschungsergebnisse auch die Kernbegriffe des theoretischen Sprachmodells tangieren können, und der es schließlich zulässt, dass die nur scheinbare Homogenität des Forschungsobjektes Sprache einer realistischeren Sichtweise weichen muss. Nur eine solche Sprachwissenschaft kann leisten, was der echte Saussure möglicherweise auch schon angestrebt hatte: aus der Erkenntnis, dass die Sprache eine soziale Tatsache ist, auch praktische Folgerungen für die linguistische Forschung zu ziehen.

Literatur

- Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. – Jena: G. Fischer. (Neuaufgabe Stuttgart: UTB 1982)
- Humboldt, Wilhelm von (1820): „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“. – In: Ders.: Über die Sprache. Ausgewählte Schriften. Hrsgg. von Jürgen Trabant. – München 1985: dtv.
- (1835): „Ueber den Dualis“. – In: Ders.: Schriften zur Sprachphilosophie. Werke Band 3. – Darmstadt 1963: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- (1835): „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die Entwicklung des Menschengeschlechts“. – In: Ders.: Schriften zur Sprachphilosophie. Werke Band 3. – Darmstadt 1963: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Mannheim, Karl (1929): Ideologie und Utopie. – Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Wittgenstein, Ludwig (1953): Philosophische Untersuchungen. – Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- (1964): Philosophische Bemerkungen. – Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1984.
- Saussure, Ferdinand de (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. – Berlin: de Gruyter.